

D k u n i e w s k i erzählte, dass die Kugel in seinem Rücken gefunden wurde, ist offenbar ein K a u t s c h u k m a n n gewesen, der, um seine circusmäßige Bravour zu zeigen, sich selbst von rückwärts aus aufsetzt und erschoss.

Das Hauptbeweismittel des Grafen Badeni für die galizische Wahlfreiheit bildeten die A m t s a c t e n, die er verlas. . . . Quod est in actis, non est in mundo.

Wie rede- oder eigentlich wie lese-felig der einst so wortfarge Graf Badeni bei dieser Gelegenheit wurde! Hochmuth kommt vor dem Fall, Demuth nach der Ministerkrise.

Der Abg. D a s z y n s k i hat den Schlachzigen Mangel an P a t r i o t i s m u s vorgeworfen. Damit hat er ihnen doch bitteres Unrecht gethan. Der Patriotismus der Schlachzigen ist größer als der irgend eines Volksstammes in Oesterreich, denn er erstreckt sich weit über die Grenzen Oesterreichs bis nach Rußland hinaus.

An dem Tage, an welchem bekannt wurde, dass die Ernennung des Junggezegen Herrn Dr. K a i z l zum Minister vollzogen sei, beantragte der Junggezegte Dr. S t r a n s k y — der Autowski der neuen polnisch-czechisch-clericalen Coalition — die Zuweisung der Prüfung der galizischen Wahlmüßbrüche an den berichtigten Legitimationsauschuss. An dem Tage, an dem Herr Stransky selbst zum Minister ernannt werden würde, wäre Herr Dr. Stransky sogar bereit, die Prüfung der galizischen Wahlen einem wohlbekannten auswärtigen, also unparteiischen Fachmann zu übertragen, nämlich dem Leiter der ungarischen Wahlen, Baron B a n f f y.

Die Junggezegen sind von der „rückichtslosen Legalität“ der galizischen Behörden so tief überzeugt, dass sie beschlossen haben, bei den nächsten Wahlen um die V e r s e t z u n g g a l i z i s c h e r B e a m t e n nach Böhmen und Mähren zu bitten, falls sie im Wahlkampf von den Socialdemokraten gar zu hart bedrängt werden würden.

Wie unerfeglich der gewesene Präsident des Abgeordnetenhauses, Freiherr v. C h l u m e c k y, ist, hat man schon in dieser ersten Woche des neuen Hauses beobachten können. Wozu er seinerzeit allein ausreichte, dazu sind jetzt zwei notwendig, die seine Arbeit unter sich theilen: die Grobheiten besorgt der Präsident Herr Dr. K a t h r e i n, die Dumtheiten der erste Vicepräsident Herr David v. A b r a h a m o w i c z.

Den Antrag Stransky, durch den der Eisene Ring zum Schlusse der galizischen Wahlendebatte den Antrag Daszynski niederstimmte, nannte der Wortführer des Polenclubs, der Abg. David v. A b r a h a m o w i c z einen V e r t a g u n g s a n t r a g. Am Mittwoch hätten dann die Eisernen für die Dringlichkeit des Antrages Daszynski, am Donnerstag für die Vertagung gestimmt. Dass eine Sache, die anfänglich nicht dringlich war, durch den Zeitverkauf dringlich würde, wäre begreiflich. Dass aber ein Antrag, der am ersten Tag bereits dringlich war, es am zweiten nicht mehr ist, das ist nur nach jener eisernen Logik des Herrn v. Abrahamowicz zu begreifen, welche glücklicherweise bloß im österreichischen Parlament eine Majorität hat, nicht aber bei den ehrlichen Menschen außerhalb.

Anlässlich der S p r a c h e n v e r o r d n u n g s d e b a t t e, die hauptsächlich sein Ressort angeht, legt sich der Justizminister Graf G l e i s p a c h ins Bett. Kommt einmal die clericale Schule zur Besprechung, wird der Unterrichtsminister Freiherr v. G a u t s c h Gesundheitsrücksichten üben.

Eine merkwürdige Entdeckung habe ich am Montag bei der Einspruchsverhandlung wegen der confiscirten Nummer 129 der „Zeit“ gemacht. Der neue S t a a t s a n w a l t Herr Dr. B o b i e s führte nämlich in seinem Plaidoyer aus, dass er das Recht der Kritik der Presse durchaus nicht bestreite, dass aber diese Kritik nicht soweit gehen dürfe, „eine gewisse S t a b i l i t ä t der höchsten politischen Factoren“ zu erschüttern. Deswegen sei die Confiscation der „Zeit“ gerechtfertigt. Herr Dr. Bobies scheint demnach zu meinen, dass ein papierener Zeitungsartikel fähig sei, das Ministerium Badeni zu erschüttern. Das muss dann doch ein recht papierenes Ministerium sein, nach Ansicht des Herrn Dr. Bobies. Für so schwach halte ich nun freilich das Ministerium nicht. Ich kam mich deswegen der Ansicht des Herrn Dr. Bobies nicht anschließen. Aber es freut mich immerhin, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der von der Stärke des Ministeriums Badeni noch geringer denkt als selbst ich.

Volkswirtschaftliches.

Als Verfahren in politischen Streitigkeiten ist der Vorgang bekanntlich sehr beliebt, dass man einen Gegner dadurch entwaffnet, dass man ihm oder einer seiner „Nichten“ einen hohen Verwaltungsposten oder eine andere Sinecure anträgt, ein Argument, dem der Gegner nur selten Widerstand zu leisten fähig ist. Aus den letzten Jahren österreichischer Geschichte sind solche Fälle ja bekannt, und auch im Ausland kommt es vor und jüngst hat die Verteilung einer Colonien-Gouverneurstelle an den Führer der französischen Radicals, den Finanzminister des Cabinets Bourgeois, Aufsehen erregt. Auch in der Finanz sind solche Vorgänge beliebt, aber sie gelangen nur selten zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Sie sind hier umso leichter durchführbar, als sich Leistung und Gegenleistung ziffermäßig genau abschätzen lässt, was in der Politik, wo der hochbesoldeten Stelle gewöhnlich ein Opfer an politischem Einfluss, Ehrgeiz oder Ruhm gegenübersteht, schwerer möglich ist. In der Finanz ist das anders. So war jüngst um die Dividende der Wienerberger Ziegelwerke ein heftiger Kampf entbrannt. Besonders war es ein Großactionär, welcher energisch erklärte, dass die Verhältnisse die Bezahlung einer höheren Dividende zulassen würden, und dass er sich in seinen Rechten

beeinträchtigt fühle. Auf einmal glätteten sich die Wogen. Der Actionär gab nach, und sein Schwiegerjohn wurde, um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, in den Verwaltungsrath der Gesellschaft cooptiert. Der Effect ist derselbe. Die anderen Actionäre bekommen zwar keine höhere Dividende, aber die Tantieme des neuen Verwaltungsrathes dürfen sie bezahlen.

Kunst und Leben.

Premieren der Woche. Paris. Palais Royal, Reprise des „Parfum“ von Blum und Lohé. Berlin. Lessingtheater, „Seine officielle Frau“, Zweite als Gast. Berliner Theater. „Das neue Gebot“, von Wilbenbruch. Neues Theater, „Trilby“.

Fräulein M i l a s s o n, die im Carltheater als Francillon debütierte, hat ein schönes, doch starres Profil, leere Augen, eine monotone und scheppernde Stimme, den Gang eines Dragoners, viel Routine, kaum Talent. Sie spricht nicht, sie sagt auf. Statt zu schmollen, leist sie und wenn sie sentimental werden soll, will sie tragisch sein. Herr H e d i n g, den man aus dem Raimundtheater von seinem „Keller“ her als einen klugen Schauspieler vom besten Geschmack kennt, fehlt zum Lucien der gute Ton der großen Welt; ein Pariser Graf ist kein preussischer Assessor. Director J a u n e r gibt dem alten Marquis sein Temperament und seine Berve, die niemals versagen. Angenehm spielt Fräulein K e s t e r die Smith, Herr K o r f f den Stas, Herr C z a s l a den Diener. Reizend ist Fräulein P a h l e n als Annette. Wie Perlen glitzern die Worte an ihren Lippen, die kleinste Nuance weiß sie zur größten Wirkung zu bringen. Ihrem edlen Talent ist in Wien Unrecht geschehen; ich zweifle nicht, dass man es ihr noch einmal abbitten wird.

Eine neue Wiener Posse von Karl C o s t a — „Glücksnarren“ — hat sich im Raimundtheater mit knapper Noth einen Premieren-erfolg errungen. Eine gute, aber nur auf Oesterreich, und zwar diesseits der Leitha, beschränkte Volksstücktendenz, nämlich der Kampf gegen die k. k. Lotterie, wird darin — bei zahlreichen gelungenen Details — ungeschickt und nachlässig behandelt. Ein paar dramatisch wirksame Scenen werden durch einen unmöglichen melodramatischen Einschlag gestört. — In einer undantbaren schlechten Rolle legte Fräulein M i e s e eine ihrer glänzendsten Talentproben ab. Herr F r ö d e n hat sich wieder einmal als ein Komiker bewährt, dem nur die ernstesten Töne glaubhaft gerathen. Die Darstellung im Allgemeinen war zerfahren. Ein Regisseur scheint nicht dagewesen zu sein.

Das Theater in der Josefstadt, vor kurzem noch im Ruf einer guten, modernen Schwanke- und Baudevillebühne und bei allen Feinschmeckern beliebt, zeigt seit einigen Aufführungen ein merkwürdig verändertes Gesicht. Der „Sergeant“ von Berger-Thul bedeutet den endgiltigen Tiefpunkt, was Stück und Aufführung betrifft. Begeres kann wohl nicht nachkommen.

Unsere Quartettgesellschaften brachten in letzter Zeit mehrere Novitäten, der letzte Abend bei Hellmesberger ein ebenso langes als langweiliges Quartett von R. v. P e r g e r. Mit Ausnahme des zweiten Satzes verräth es keine besondere musikalische Individualität. Leider wird das schöne Thema durch die nachfolgenden Variationen eher gedrückt als gehoben. Im übrigen kam der Componist über ein Mittelmaß der Gewandtheit und Beherrschung der Form nicht hinaus. Die Brüder Willy und Louis T h e r n hatten in einer Mozartschen Sonate abermals Gelegenheit, Proben ihres oft gerühmten wunderbaren Zusammenspiels und fein nuancierten Vortrages abzugeben. Das Quartett Hellmesberger schloß seine Abende mit einer ebenso animierten als in allen Theilen ausgearbeiteten Aufführung des Schumann'schen A-moll Quartetts würdig ab.

Das Damenstreichquartett S o l d a t - R o e g e r hat sich auch diesmal in seiner ehrenvollen Stellung, die es unter den Wiener Quartettgesellschaften einnimmt, bewährt. Sehr angenehm fiel das temperamentvolle energische Spiel der ersten Geigerin auf. Man möchte gar nicht glauben, einen wie großen musikalischen Brand dieses kleine Feuer anzufachen vermag und möchte wünschen, dass ihm die anderen Mitglieder, von denen die zweite Geigerin die schlichternsten Töne anschlägt, immer mit derselben Schlagfertigkeit folgen könnten. Mit vollendeter Künstlerkraft spielte am selben Abend Herr M i l l s f e l d (aus Meiningen) Webers Clarinettequintett (mehr ein Clarinetteconcert mit Quartettbegleitung) op. 34. Die Novität des Abends war W a l t e r K a b e l's mit dem I. Preise des Tonkünstlervereines ausgezeichnetes Quartett für Clavier, Violine, Violoncell und Clarinette. Der Componist ist noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkt und geht mit einfacher, herzlichem Natürllichkeit an seine Aufgabe heran. Keinen Moment verräth er das Bestreben, über das Maß hinauszugehen, das er beherrscht. Allerdings ist dieses Maß noch kein großes und er bricht die Sätze mehr unerwartet ab, statt sie ausreifen zu lassen und zu Ende zu führen. Insbesondere schien ihm im zweiten Satz der Faden auszugehen, den auch ein unvermittelt hereingeschneiter Fugenanfang nicht zu verlängern vermochte. Trotzdem verriethen zahlreiche kleine Knospen, dass das Talent der Auszubildung wert ist und in seiner hoffentlich nicht zu fernem Blüte auch Originalität der Erfindung entfalten wird.

Der Orchesterverein für classische Musik führte in einem Concerte Schuberts Musik zu Rosamunde und Beethovens Egmont auf. Es wäre ungerecht, diesen strebsamen, größtentheils aus Dilettanten